

Die Erlösung : eine rhätische Volkssage

Autor(en): **Looser, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht**

Band (Jahr): - **(1847)**

Heft 8

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-327208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sich den Abhang hinunterrissen, weite Strecken sind in sich selbst versunken und bilden nur ein wirres, undurchbringliches Verhack von dichtbelaubten Ästen, eine Erscheinung, die häufig auf diesem lockern Boden vorkommt; Quellen rieseln, wo früher nur eine schwache Furche das Land durchzog, die Flüsse sind weit über die Ufer getreten und überschwemmen die nächsten Umgebungen, und in jeder Vertiefung stehen Sümpfe und Moräste. Aber schon nach wenigen Tagen trocknet die glühende Sonne den Waldgrund etwas auf, die Flüsse kehren in ihr Bett zurück und die nicht mehr genährten Wasser verdunsten.

Fast eben so große Verwüstungen wie die langen Regen, bewirken die Gewitterstürme während der heißen Jahreszeit. Nach einer drückend schwülen Windstille verfinstert sich plötzlich der Himmel, zuckende Blitze zerreißen das schwarze Gewölke, von hundertsältigem Echo zurückgeworfen, dröhnt der grollende Donner durch den zitternden Urwald; vom heulenden Orkan entwurzelt stürzen tausendjährige Bäume mit lautem Krachen zur Erde, und knicken in ihrem gewaltigen Falle die umstehenden Stämme wie Strohhalme, oder entreißen sie mit den Wurzeln dem Boden, und begraben sie unter ihrer ungeheuren Masse. Schauerlich begleitet das Angstgeschrei der aufgeschreckten Thiere diese wilde Musik, und mit Grausen sieht sich der ferne von seiner Hütte den Forst durchstreifende Jäger in den wüthenden Kampf der Elemente verflochten, und hilflos klammert er sich an einen Stamm, der vielleicht im nächsten Momente vom glühenden Strahl gespalten wird. Aber auch in seiner Wohnung fühlt er sich nicht sicher; wie leicht kann der Sturmwind, dessen Gewalt die uralten Bäume nicht widerstehen, den leichten Bau umstürzen und ihn in einem Augenblick obdachlos machen!

Wenn nach einem langen Aufenthalte in dieser Waldregion die wissenschaftliche Ausbeute nicht mehr den täglichen Gefahren und Entbehrungen entspricht, wird endlich der Entschluß gefaßt, nach der vor vielen Monaten verlassenen Montana der christlichen Indianer zurückzufahren. Sorgsam werden die sauer erworbenen Schätze in die wohlverwahrten Säcke gepackt, die wichtigsten Werkzeuge und Waffen mitgenommen, die übrigen, leicht zu ersetzenden Habseligkeiten aber zurückgelassen. Mit dankbarer Anerkennung für den gewährten Schutz, fast schmerzlich und ungerne, wird der lieb gewordenen Hütte Valet gesagt. Nun verödet, nur noch von nächtlichen Thieren bewohnt und von unzähligen Insekten zerfressen, wird sie zuletzt von üppig aufwuchernden Gesträuchen erdrückt. Ehe noch ein Jahr seinen Lauf vollendet hat, ist kaum noch die Stelle, wo sie stand, zu erkennen. Schwer beladen wird der Rückweg angetreten, und der Aufenthalt im Urwalde zur schönsten Zeit des Lebens gezählt; zwar waren der Mühen und Gefahren viele, aber der Lohn auch entsprechend, denn nicht bloß die materielle Ausbeute, nur für wenige Zweige der Wissenschaften von einigem Nutzen, darf in Anschlag gebracht werden, sondern die gesammelten Erfahrungen und das nun erlangte Bewußtsein der eigenen Kraft, die sich erst in ihrem ganzen Umfange entwickeln kann, wenn der Mann, im steten Kampfe mit unsäglichem Hindernissen, auf sich allein beschränkt, durch sich selbst handeln muß.

Mit Staunen werden die schon längst Todtgeglaubten von den friedlichen Indianern der Montanas begrüßt und ihr Wiedererscheinen wie eine Wundermähr von Hütte zu Hütte erzählt. —

Die Erlösung.

Eine rhätische Volksfage, nachgezählt von E. Looser.

So großartig und mannigfaltig, so erhaben und reichhaltig Graubündens Natur und Geschichte sind, so groß und anziehend ist auch der Sagenkreis jenes merkwürdigen, zauberischen Hochlandes. Aus diesem Kreise laßt uns nun eines der schönsten Blümlein, die auf dem bunten Wiesenplan der Sagenwelt blühen, herausheben.

Ostwärts von Thur befindet sich Schanfigg oder Schalfick, ein von der wilden Pleissur und vielen Waldbächen durchfurchtes, von hohen Gebirgen eingeschlossenes, etwa 5 bis 6 Stunden langes, abgelegenes Thal. Ein schmaler, steinigter und steiler, für kleine Bergwägelchen kaum brauchbarer Weg führt von der Hauptstadt, oft neben schauerlichen Abgründen vorbei, dahin. Nach zwei Stunden gelangt man zu dem auf einer anmuthigen Höhe gelegenen Dörfchen Castiel. Diesem gegenüber liegt, durch ein finsternes, tiefes Tobel getrennt, die kleine Ortschaft Calfreisa. Nur auf einem langen Umweg, nach mühsamem Hinab- und wieder Hinaufklettern, gelangt man von einem Ort zum andern.

Wie dort die kleine Kirche, so thront hier auf dem äußersten Rand des Abgrundes der viereckige, halbzerstörte, oben mit jungen Tannen geschmückte Thurm des alten zertrümmerten Schlosses Berneck oder Bernegg. Bis in die Höhe von 20 Schuh, wo ein ziemlich großes Loch sich zeigt, findet sich keine Spur irgend eines Eingangs; weiter oben sind noch einige Fensteröffnungen, und so weit das Auge in das Innere des verfallenen Gemäuers zu dringen vermag, nischenförmige Wölbungen sichtbar. — Hinter diesen Mauern hatte in grauer Vorzeit ein hartherziger Ritter seine böshafte Tücke geübt. Dafür mußte er nachher dort unten im finstern Tobel zum Schrecken der Menschen als leuchtender Geist büßend herumirren, bis er zweihundert Jahre später, wie die Sage berichtet, durch einen frommen dankbaren Jüngling von Calfreisa endlich erlöst wurde. Dieser war der einzige schmucke Sohn einer wenig bemittelten Mutter, die er durch seiner Hände Arbeit redlich ernährte. In jenem benachbarten Dörfchen aber wohnte Nusch (Ursula), die nicht minder schmucke und tugendhafte Tochter eines wohlhabenden Bauern, des reichsten Landmanns im Thale. In jenem Kirchlein begegnete er zum ersten Mal den holden Blicken des reizenden Mädchens, und wie ein milder Strahl fuhren sie in seine Seele, die Flamme der reinsten Liebe allmählig entzündend. Auch seine glühenden Blicke drangen in Nusch's offenes Gemüth, und bald suchte und fand das glückliche Pärchen öftern Anlaß, ihre Blicke, Gedanken und Empfindungen miteinander auszutauschen, doch immer auf geheimem, sittsamem Wege. — Als er einst an einem hellen Sommertage eifrig beschäftigt war, auf dem Gütchen seiner Mutter den Segen des Feldes zu ernten, da schweiften seine Blicke wohl oft hinüber auf die sonnige Höh', wo sein Liebstes und Alles hauste, aber vergebens. Wohl nahm er den Gegenstand seiner Liebe und Sehnsucht wahr, aber kein erwünschtes, verabredetes Zeichen. Doch endlich blinkte und winkte am Fensterlein des lieblichsten Mädchens ein weißes Tüchlein zum ersehnten Zeichen, daß der Vater verreist, und er zum willkommenen Besuch nun eingeladen sei. — Wer war jetzt glücklicher als Bernhard, der Jüngling? Wie die Strahlen der Sonne über die Berge ins Thal, so drangen auch die Strahlen der Freude und Hoffnung in sein Herz. Er förderte mit verdoppeltem Fleiß sein Tagewerk, um es recht bald zu Ende zu bringen und der zärtlich geliebten, alternden Mutter eine frühe nächtliche Ruhe zu verschaffen. Kaum war er im heimischen Hüttchen angelangt, so stand für ihn schon das einfache ländliche Mahl bereit; aber nicht munden wollte es ihm; sein Sinnen und Denken war nur über das Tobel gerichtet. Müdigkeit vorschüzend, begab er sich gleich in sein Kammerlein und lud auch die Mutter ein, sich in die Arme des Schlafes zu werfen. Kaum war er von dem Schlummer der guten, schnarchenden Alten überzeugt, so schlich er sachte von dannen, hüpfte mit hastigen Schritten in die Tiefe des Tobels hinab, und kloss eben so hastig die steile Halde hinan. Mit klopfendem Herzen pochte er dann an Liebchens verschlossener Thür. Gleich knarrte sie auf, und in seine Arme sank die harrnde Maid mit glühenden Wangen und funkelnden Augen. Unter süßen Tändeleien, unter erlaubten Scherzen und züchtigem Kosen, so wie unter wechselnden, mitunter ernsthaften Gesprächen, brachten sie ein paar rasch, enteilende Stündchen miteinander im einsamen, heimlichen Stübchen, beim matten Schimmer des flimmernden Lämpchens so wonnig zu, daß sich die wohlwollenden Engel im Himmel darüber freuten, und genossen der Seligkeiten, wie sie nur die reinste, keuscheste Liebe kennt. Da fühlten sie so recht:

Lieben und geliebt zu werden
Sei das größte Glück auf Erden.

Bald aber, ach! nur zu bald verkündete der Glocke ernster Schlag die Stunde der Mitternacht und ängstlich mahnte des Liebchens zärtliche Stimme den Geliebten zur Heimkehr, „weil drohendes Leuchten des flammenden Blizes ein nahendes Gewitter verkünde.“ Und wirklich verdunkelten dichte Wolken von Minute zu Minute den nächtlichen Himmel; immer heller durchzuckten feurige Blize die finstere Nacht und immer stärker rollte der schreckende Donner. Doch alles dieß hätte den muthigen Burschen nicht abgehalten, noch länger in Liebchens Armen zu weilen; aber der Gedanke an seine, vielleicht aufgeschreckte Mutter zu Hause und seine kindliche Pflicht — mahnten ihn zum Ausbruch. „Denn“, dachte er, „leicht könnte der Gewitterregen den Waldstrom anschwellen und dir den Heimweg abschneiden, oder es könnte ein Unglück im Dörfchen die Mutter aufschrecken und sie würde vor Angst versinken, wenn sie dann ihren, im Bette geglaubten, innigst geliebten Sohn nicht fände. Nein, nein, in einem solchen Schrecken darf ich meine gute, alte, liebe Mutter nicht versehen. Wehe dem Kinde, das durch seine Schuld seinen Eltern Kummer und Betrübniß verursacht!“ —

So dachte er, und, die Triebe seines Herzens den kindlichen Pflichten unterordnend, machte er sich auf. Mit männlicher Kraft und Selbstüberwindung wand er sich aus den Armen seiner Geliebten los und schied von ihr, doch nicht ohne genaue Verabredung der nächsten baldigen Wiederzusammenkunft, und nicht ohne gegenseitige Beweise und Versicherungen der zärtlichsten Liebe und Treue. —

Raum war er dem gastlichen Hause, in dem er das Glück der Liebe genossen, enteilt, so öffneten sich die Schleusen des Himmels und unter dem furchtbarsten Krachen des Donners prasselte ein gewaltiger Regen herab. „Jesus Maria!“ seufzte unterdessen sein Liebchen im sichern Stübchen, „die guten Engel geleiten und schützen ihn!“ Er aber stieg, Gott vertrauend, bedächtlich den schlüpfrigen Weg hinab ins finstere, nur augenblicklich vom flammenden Blize erleuchtende Tobel. Underdessen schollen die Gewässer heran, von allen Seiten strömten die Fluthen von den steilen Höhen rauschend herab und versperrten ihm, mit wildem Gestein und entwurzelten Bäumen im Gehölze, den nächtlichen schauerlichen Pfad. Da sucht' er einen Ausweg sich, aber vergebens; er kann den gewünschten Steg, der ihn setze ans andere Ufer, nicht finden. Fortgerissen war derselbe von den schäumenden Wellen. Da dachte er, zurückkehren, zu Liebchens sicherer Hütte. Mit unsäglicher Mühe arbeitete er sich durch Gebüsch und Gestein, aber kein Ausgang aus der finstern Schlucht will sich ihm zeigen. Schon bluteten die Hände ihm, und alle Kräfte, nebst Hoffnung, wollen ihm schwinden. Der heulende Sturm entwurzelte die krachenden Bäume; die steinbeladenen Bäche rauschten fürchterlich; die Blize zersplitterten die Tannen rechts, die Tannen links und immer stärker erdröhnte der Donner, als wollten die Berge zusammenstürzen, als nahe sich wirklich der jüngste Tag; — ja plötzlich zeigte sich am jenseitigen Hang ein heller Schein, als hätte die Erde sich gespalten und drängen der Unterwelt mächtige Feuer herauf; doch nein! schauerliche Wirklichkeit schien es ihm zu sein, daß brenne sein heimisches Dörfchen. — Da dachte er schmerzlich an seine Mutter und raffte die letzten Kräfte zusammen, um mit Gottes Hülfe zu ihr hin zu eilen. Da wagt' er noch einmal sich in den tiefen Schlund hinab und will durch den tobenden Waldbach waten. Kaum hat er den Schenkel ins Wasser gesetzt, so reißt es ihn fort; doch gütige Mächte beschützen ihn mild und es gelingt ihm, einen überhängenden Ast noch zu erhaschen und sich an demselben aus dem Wasser zu ziehen. — Gerettet stand er nun wieder an Ufers Rand, aber verweifelt zugleich. Jesus Maria und alle Heiligen ruft er jetzt an, daß er nicht ganz hier verderbe. „Sei es aber Gottes strenger Rathschluß, daß er sein Leben hier ende, so mög' ihm der Allgütige doch eine Bitte im Tode noch gewähren, nämlich die Theuersten seines Herzens, die um ihn zagende Mutter und die um ihn weinende Geliebte zu trösten.“

Kaum hatte er im heißen Gebet seine gläubige Seele erhoben, so fühlte er sich aufs neue gestärkt, und jener Schimmer, der früher ein Brand ihm dächte, kam auf dem Fußsteig vom Dörfchen näher und näher. Plötzlich stand eine leuchtende, gespenstische Gestalt vor ihm. Da bebte der Jüngling; denn klar es ihm war, daß es sei des Tobels wandelnder Geist, der, laut uralter Sage, seit undenklichen Zeiten da spucke und besonders die grausame Gewohnheit habe, die Verirrten noch mehr zu verirren und sich an ihrer Verlegenheit zu ergötzen. Da flehte er abermals Gott und die Heiligen an, daß sie vom Bösen ihn bewahrten; aber das Gespenst wich nicht; immer näher und näher kam es und immer deutlicher zeigte sich seine schreckliche Gestalt. Es war ein alter Mann mit runzlichem, blassem Gesicht und silberweißem, ellenlangem Bart, in altritterlicher Kleidung. Seine Augen glogten grausig aus ihren tiefen Höhlen, doch verriethen sie keine drohende, sondern vielmehr nur bittende Blicke; ja er näherte sich freundlich dem zagenden Bernhard und gab durch Winke ihm zu verstehen, seinen Schritten zu folgen. Da gewann dieser etwas Vertrauen zu ihm, und folgte, stillbetend, seiner Spur. Jetzt hob sich der Sturm, die Stimme des Donners verstummte, Blitze und Regen hörten auf. Lichter und lichter ward es am Himmel und auch heller im Herzen des Jünglings; selbst auf dem Antlitz des alten Ritters verbreitete sich ein heiterer Schimmer der Freude. — Auf einem schmalen, doch sichern Pfade schritten sie nun langsamen, bedächtigen Schrittes durch die engen Klüfte, bis eine stille Stelle sich fand, wo sie leicht über den Strom setzen konnten, und bald fand sich Bernhard außer aller Gefahr auf dem ihm wohlbekanntem Fußsteig zu seinem Dörfchen. — Da hielt der stumme Begleiter stille und blickte seufzend hinauf zum Dörfchen und traurig hinab in den schwarzen Schlund, doch ohne ein Wort zu sprechen. „Ich ahne nun,“ sprach Bernhard er-muthigt, „die Ursache Deines Seufzens und Deiner Traurigkeit; denn während ich im Frieden wieder hinziehen kann in meine irdische Heimath, an die Seite meiner Theuersten, mußt Du, zufolge eines traurigen Looses, einer schrecklichen Verdammung, wieder zurück in den Schlund, als wärest Du ein Diener der Finsterniß, ein Diener des Bösen. Aber gibt es denn kein Mittel, Dich zu befreien von den Banden des Fluchs?“ — Bejahend verneigte der Ritter sich, doch zugleich mit dem Finger am Munde bedeutend, daß er das Mittel nicht angeben dürfe. „Das thut mir wohl leid,“ versetzte der Jüngling im Tone des herzlichsten Mitleids, — „denn wenn Du es mir nicht offenbaren darfst, so werd' ich es wohl nie ergründen. Aber — es fehlt mir was ein — in Chur wohnt ein hochgelehrter Kapuziner, der schon oft über solche Fälle Auskunft zu geben wußte. Ich will mich aufmachen, zu ihm hingehen und weder ruhen noch rasten, bis er das Mittel mir sagt. Zu seiner Anwendung wird mir dann nichts zu schwer, kein Opfer zu groß sein, selbst das Leben set' ich d'ran, um Deine reuige Seele zu erlösen. Ich werde mich glücklich schätzen, Dir dadurch die Schuld abzutragen, welche Du meinem Herzen durch meine so eben erfolgte wunderbare Rettung auferlegt hast.“ — „Was Du zu thun Dir vorgenommen hast“ — erwiderte freudig der Ritter, „ist Dir, Gott Lob, so eben gelungen; denn Deine so eben geäußerte Erkenntlichkeit und Deine aufrichtige Dankbarkeit haben mir Freiheit und Seligkeit gebracht. Von diesem Augenblicke an bin ich erlöst!“ —

Hier schwieg der Greis, einen dankbaren Blick gen Himmel werfend. Dann fuhr er fort: „Ehe wir scheiden, vernimm noch, mein theuerster Erretter, mit gläubigem Sinn meines Frevels und der dadurch mir zugezogenen, wohlverdienten Strafe lehrreiche Geschichte, um daraus Gottes strenge Gerichte zu erkennen, und zu lernen, wie schwer sie denjenigen treffen, der frech die Tugend verhöhnt und des Herzens böshafte Lücke übt. Doch lerne auch, wie der Allbarmherzige nicht will die ewige Qual und Verdammniß der Menschen, sondern daß er Mittel und Wege weiß, sie daraus zu erlösen, sobald sie von rechter Reue durchdrungen sind. Hör' also.“

„Ich bin der alte Ritter Andreas von Berneck, einst Besitzer jener stolzen Burg dort auf der Höhe, deren zerfallende Trümmer jetzt die einsame Behausung der Eulen und Fledermäuse sind. Dort lebte ich in bescheidenem Wohlstande, wenn auch nicht in reichlichem Über-

fluß, doch immerhin mit Mitteln genug versehen, um dem Pilger, der dieses Thal durchreist, nach Ritterspflicht ein erquickendes Mahl und gastliches Obdach zu geben. — Von meines Herzens bösen Trieben, besonders vom tückischen Muthwillen verleitet, übte ich aber diese heilige Pflicht selten nach Gebühr und Recht aus, sondern fand oft meine teuflische Lust daran, den bei mir zugekehrten und von mir aufgenommenen Gast auf die muthwilligste Weise zu täuschen und zu quälen. Selbst an den Dienern Gottes vergriff sich mich und verhöhnte mit schändem Spott den Fluch, welchen sie dann über mich ergossen. — Einst kehrte in später Abendstunde ein Mann bei mir zu, und bat mich, ich möchte ihm doch zu sicherem Geleit durchs Tobel einen Knecht mit einer Laterne gefälligst mitgeben. Derselbe war ein Benediktiner, in der Arzneikunde wohlbewandert und eben zu einer kranken Edelfrau berufen. Ich versicherte ihn, die Knechte seien sämmtlich abwesend, aber ich wolle selber mit ihm kommen; denn, fügte ich gleißnerisch hinzu, zu helfen in der Noth ist meine süßeste Pflicht. Der Diener Gottes, über meine Bereitwilligkeit hoch erfreut, sprach sodann mit Rührung und Salbung: „Glaubt es mir, edler Ritter, Eure That bleibt Euch nicht unbelohnt. Werke der Liebe und Barmherzigkeit werden von Gott in das Buch der Vergeltung geschrieben. Die Dienste, welche ihr den Hülflosen und Nothleidenden auf Erden erweist, werden Euch hier und dort mit himmlischem Seegen vergolten werden.“ — So sprach er. In mir aber fachte das fromme Wort nur noch mehr die Lust an, an ihm die bösesten Tücke zu üben. — Sobald wir auf einem, von mir absichtlich gewählten irrigen Pfad in die schauerliche Klust gelangten, wo verworrenes Dickicht und Gebüsch die finstere Nacht noch dunkler machten, — da löschte ich plötzlich die Lampe aus, stellte mich, als eilt' ich von dannen, und rief dem frommen Vater höhnisch zu: „Gehabt Euch wohl! Nehmt jetzt den Vater im Himmel zum Führer, auf den Ihr Euch sonst so sehr zu verlassen scheint.“ — Verzagend und klagend, jammernd und flehend stand jetzt der Getäuschte verlegen da, und von Minute zu Minute ward seine Lage noch schrecklicher, denn fast heftiger als heute noch, tobten und rasten die Elemente. Es brummte der Donner den furchtbaren Bas und flammende Blitze durchzuckten die greßliche Nacht. Es heulten die Winde und rauschten die schwellenden Wasser. Wie Du, sucht' er vergebens einen Ausweg zu finden, und wie Dir, sank auch ihm endlich die Kraft und mit ihr die Hoffnung. — Ich hörte, versteckt hinter einem Baum, mit teuflischem Wohlgefallen sein Seufzen, sein Stöhnen und Klagen. In inbrünstigem Gebet wandte er sich zum Himmel und dieser schien plötzlich ihn zu erhören. Denn horch! auf einmal kracht' es, als stürze des Himmels Gewölbe ein, vom Blitze zersplittert und angezündet prasselte eine Tanne, und lichterloh wirbelten die Flammen empor, gleichsam als Fackeln dem Irrenden zu leuchten, der dadurch der finstern Klust entkam. Mir aber war es unmöglich zu fliehen; wie an Ketten war ich gefesselt. Mit furchtbarer, vom Sturme geförderter Schnelle griffen die Flammen um sich und ergriffen mich Armen zur höllischen Pein, so daß unter unfäglicher Qual mein Körper verschmorte. Zugleich erdröhnte vom Himmel eine gewaltige Stimme, viel stärker und furchtbarer, als selbst des Donners erschrecklicher Ton, das unwiderrufliche göttliche Urtheil mir zu verkünden: „Da, wo Du im Leben gesündigt, da sollst Du im Tode büßen!“ rief sie. „Einsam, gespenstisch und stumm sollst Du von nun an in jeder Mitternacht in diesem Tobel wandeln, bis es Dir gelingt, einen Verirrten aus diesem Schlund zu erretten und von ihm aufrichtigen Dank Dir zu erwerben.“ — So erscholl es von Oben und nolens volens muß' ich mich fügen dem schrecklichen göttlichen Spruch. Zehntausend lange Wochen verflossen seither in trauriger Pein, bis es der, durch meine aufrichtige Reue und schwere Buße versöhnten Gottheit gefiel, Dich zur Erlösung mir zu senden und mich durch Worte des Dankes zu befreien. — Aber nun will ich auch Dir erkenntlich sein und bevor ich in das ersehnte Land des ewigen Friedens hinüber eile, Dir durch Begründung Deines künftigen Glückes, so wie dasjenige der Deinigen, einen thätigen Beweis meiner Dankbarkeit Dir zu geben.“

So erzählte der Ritter dem staunenden, aufmerksam horchenden Jüngling. Darauf offenbart' er ihm den heimlichen Ort, wo er vor Zeiten Gold verborgen. Das schenkte er ihm und verschwand mit segnenden Worten. —

Jetzt eilte Bernhard zur noch schlummernden Mutter hin, welche gerührt und verwundert die ganze Geschichte vernahm. — Bald darauf aber führte er Rutschchen als Braut ihr entgegen, und in dem Kirchlein dort, wo sich ihre Blicke zuerst begegneten, wurden sie zum heiligen Ehstand feierlich eingeweiht. Viele Jahre lebten sie glücklich beisammen und ernteten den Segen der kindlichen Liebe, der zärtlichsten Treue und reinsten Frömmigkeit. —

Eine Begebenheit aus dem Leben Jung=Stilling's.

(Von W. D. v. S.)

Die nachfolgende Geschichte habe ich zwar nicht selbst erlebt, obwohl ich den edeln Mann, von dem sie handelt, noch gesehen habe, aber es ist so gut als hätte ich's selbst erlebt. Ich kann's wenigstens so verbürgen; denn mein Schwiegervater, der durch Familienverbindungen Jung=Stilling nahe stand, der in seinen Jünglingsjahren sein Schüler in Lautern, in spätern Jahren ihm befreundet war, ist Augen- und Ohrenzeuge gewesen.

Johann Heinrich Jung (von ihm selbst zubenannt Stilling) wurde im Jahre 1740 zu Gemünden im Nassauischen geboren. Die Armuth seiner Eltern wies ihm wohl keinen andern Weg als Kohlenbrenner zu werden; jedoch ergriff er das Schneiderhandwerk. In ihm lag aber ein mächtiger Trieb nach höherm Wissen und Gott hatte ihn mit großen Kräften und Gaben begnadigt. Er rang und kämpfte und der Seegen Gottes war mit ihm. Er wurde Schullehrer. Darauf studirte er Medicin und legte sich besonders in seiner reichen Menschenliebe auf die Kunst, die Staarblinden durch den Nadelstich zu heilen. Er war Arzt in Elberfeld, dann Professor an der Kameralsschule in Lautern, später in Heidelberg und starb endlich 1817 in Karlsruhe als Hofrath. Fromm aus dem tiefsten Grunde seiner Seele, aufopfernd in seiner christlichen Liebe, kindlich einfach in seinem Wesen, besaß er die Liebe Aller, die ihn kannten, und verdiente sie.

Der Glaube an die unmittelbare Vorsehung Gottes, an die augenblickliche Erhörung der Gebete, an die göttliche Rettung aus jeder Noth, an die Hülfe in jeder Gefahr, ruhte auf den Erfahrungen seines eigenen Lebens und erfüllte seine Seele mit Muth, Kraft, Trost und Freudigkeit, die seine Seele erhob, bis sie überging in das Reich des ewigen Friedens.

Wenn Jung=Stilling demnach wegen seines wohlthätigen, musterhaften Lebens und auch wegen seiner zahlreichen Volkschriften alle Achtung und Verehrung verdient, so ist doch hinwieder nicht zu verkennen, daß er von einer überwiegenden Gefühlschwärmerei befangen war, wovon eben seine pietistischen Schriften zeugen. „Gerade sein einseitiger Pietismus, zu welchem sein herrschendes Gefühl ihn leitete,“ sagt Matthysson, „hat seine Einwirkung auf das deutsche Publikum sehr beschränkt.“

Doch gehen wir zu unserer Geschichte über, die von dem jedenfalls ausgezeichneten, merkwürdigen Manne handelt. Als die Franzosen kamen, erzählte mir oft mein Schwiegervater und meinte dabei ihr Kommen in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, flüchtete der Hof, in dessen Diensten ich stand, in das Herz von Hessen. Mir wurde aus besonderer Gnade gestattet, in oder in der Nähe von Marburg mit meiner Familie eine Unterkunft zu suchen, um die freie Zeit der Wissenschaft widmen zu können.

In Marburg jedoch wimmelte es von Flüchtlingen in der Art, daß ich durchaus kein Unterkommen finden konnte und froh sein mußte, auf einem der nächsten Dörfer in einem kleinen Bauernhäuschen ein Plätzchen für mich und meine Familie zu finden. Von hier aus ging ich